

Zeitschrift: Volksschulblatt
Herausgeber: J.J. Vogt
Band: 4 (1857)
Heft: 47

Artikel: Ueber den Volksgesang
Autor: F.X.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-251229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Den Lehrern der Jugend möchte ich noch insbesondere zurufen : Vergesst nicht, daß ihr nur so lange und so weit erziehende Lehrer seid, daß euer Wirken nur so weit Frucht bringet, die ewig bleibt, als die Bibel euer tägliches Hausbuch ist. Sie trägt durch des Tages Last und Hitze, und heiligt das Werk euerer Hände. Oeffnet euer Herz der Weisheit, die von Oben kommt, sie öffnet euch das Verständniß der menschlichen Seelen, der geheimsten Tiefen des Herzens. Da findet ihr die Kraft zur Kenntniß und Besiegung der unsaubern Geister.

Ueber den Volksgesang.

(Konferenzarbeit aus Solothurn.)

Von F. X. B.

Der zweite Grund. — Sollte man aus dem Gesagten folgern wollen, weil das Jahr 57 ein mit Obst und Wein reichlich gesegnetes sei, so müsse mit dem künftigen Oktober der Volksgesang einen glänzenden Aufschwung nehmen, so wäre man im Irrthum. — Ich denke mir die Möglichkeit, auch ohne Nothjahre und böse Zeiten wäre der einfache natürliche Volksgesang, der einst aus Feldern und Wäldern und unterm Schall der klingenden Sensen so munter ertönte, doch — er wäre doch geschwunden. Denn eben unsere geschlossenen Sängerköre hatten auch ihre Schattenseite. Wie so das? — Ich habe schon im Eingang verdeutet, daß ich das ehemalige Chorsingen der ganzen Gemeinde (in der Kirche) als eine Stütze des Volksgesanges ansehe. — Diese Stütze ist weg. Heutzutage hat jede Gemeinde ihre musikalische Gottesverehrung gleichsam an eine Commission gewiesen, und hört ziemlich unbekümmert zu, wie diese ihre Geschäfte besorge. Der Schulmeister ist von Amts wegen verantwortlich, alle Andern waschen die Hände in Unschuld. Man macht sich's bequem und läßt jene singen, die sich aus freiem Willen dazu hergegeben haben, ja Mancher rechnet es dem Sänger als Frechheit und einen Schritt gegen die öffentliche Ordnung an, wenn er verdrießlich sich zurückzieht. — Durch die geschlossenen Sängerköre schlich sich aber auch eine gewisse Spannung in die Ortschaften. Machte z. B. der Chor seine Sache gut, so schwiegen die übrigen singlustigen und begabten Kehlen, denn in der Ueberzeugung: „Jene sind uns überlegen“ wollte man sich nicht mit ihnen messen und sich lächerlich machen.

War aber der Chor schwach und fanden sich im Dorf noch Leute mit bessern Anlagen, die aber aus Dünkel oder Eigensinn nicht beitreten wollten und den Sängerkhor hinterrücks belächelten, so war letzterer bald müde und verlor sich im Unmuth auseinander. Es war dieß hauptsächlich das Schicksal vieler Männerköre. — Kurz gesagt: Machte eine Parthie den Mund auf zum Singen, so verstummte die andere. — So schlug gerade jenes Institut, das

dem Gesang hätte aufhelfen sollen und ihn veredeln, in gewisser Beziehung zu seinem Unheil und Schaden aus.

Auch machte sich allmählig die Ansicht geltend, nur wenn Mehrere bei einander wären, könne man singen. Selten getraute sich ein Sängler oder eine Sänglerin, ihre Stimme einzig zu erheben; — „das ist nüt“, hieß es gleich, „wenn nur der Chlausi und 's Lisi noch da wären, dann ging's schon.“ Das alles hatte seine Gründe, denn man war arg in den drei- und vierstimmigen Gesang verfallen.

Ein fernerer Uebelstand erzeugte sich darin: die Sänglerchöre setzten sich mit ihren Produktionen gar bald über das Volksthümliche weg, verstiegen sich zu schwierigen Liedern im Takt und der Harmonie, zu fugirten und motettenartigen Stücken, die ohne Dirigent und vollzähligen Chor gar nicht konnten gesungen werden. Man lernte fremdartige Umtmessen von Esth, Vogt &c., die an und für sich wohl schön und gut waren, aber dem goût des Volkes nicht behagten. So entfremdeten sich der Chor und die Gemeinde gegenseitig und an manchem Orte war nach Verfluß einiger Jahre der erstere übel dran. Je mehr er sich befließ und lernte und pausirte und Neues brachte, um so weniger wollte die Musik den Leuten gefallen — ganz natürlich — und dann sah man sich genöthiget, wieder einige Stufen hinunter zu steigen, zum Einfachern, womit man meistens besser gefiel. — Das Bestreben mit künstlerischen Produktionen zu glänzen, machte sich hauptsächlich an den Sänglerfesten geltend, wo oft Soloesänge aufgeführt wurden, an deren Einübung die Theilnehmer sich nicht weniger als ein Vierteljahr herumschlugen, in der Regel nicht dem Liede, sondern dem ? Dirigenten zu liebe. Es wurde von achtbaren Männern und zwar von Leuten, die sich um den Gesang allen Ernstes interessirten, in Zeitungen auf das Nachtheilige dieses Gebahrens aufmerksam gemacht. Sie sahen ein, wohin der auf das Land verpflanzte Kunstgesang führe, und wollten daher auch an Sänglerfesten dem Volksliede die gebührende Stellung eingeräumt wissen. Aber welcher Chor entschloß sich zuerst, mit einem schlichten Volksliede die Reihe der Wettgesänge zu würzen? — Man wird sich aber doch über kurz oder lang zu diesem Schritt entschließen können. Die Aufmunterung kommt auch hier von oben herab; hat sich doch neulich der Männerchor einer bedeutenden deutschen Stadt an einem Gesangsfeste mit einem einfachen Volksliede aus Silber den ersten Preis errungen.

Nun will ich versuchen, einige andere Gründe, die tiefer liegen und im Geistesleben des Volkes fußen, auch hervor zu ziehen. — Alban Stolz erzählt in seiner Reise nach Spanien, wie man im südlichen Frankreich, besonders in der Provence, so herrliche Singstimmen und überhaupt einen blühenden Volksgesang antreffe; Aehnliches meldet er von Spanien. So erzählt Göthe in seinen italienischen Reisen gar reizend vom Gesang der Gondoliere in Venedig und spricht sich vortheilhaft über italienischen Volksgesang aus. Und — „der Tiroler, der beinahe stets munter und heiterer Laune ist, pflegt bei jeder Arbeit zu pfeifen, und pfeifend, singend oder

jodelnd macht er alle seine Gänge“ (Buch der Welt, 1856). — Es läßt sich hieraus schließen, daß der Volksgesang hauptsächlich in katholischen Ländern tiefe Wurzeln geschlagen hatte. *) Der Kultus trug dazu bei, und auch der Umstand, daß sich katholische Völker weit langsamer aus ihren Sitten und Gebräuchen, aus der Einfachheit ihrer Vorfahren herausarbeiten, als andere. Was Schiller in der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande sagt, nämlich: die protestantische Religion eigne sich mehr für ein handeltreibendes Volk, und die katholische sich mehr für ein Künstlervolk, schlägt mit den obigen Behauptungen zusammen. Wenig Formelles gibt und verlangt der protestantische Kultus — er übt keinen oder nur geringen Einfluß durch die Sinne auf das Herz des Menschen, der strenge Buchstabe der Schrift appellirt nur an den Verstand — daher eben geeignet für industrielle, gewerbtreibende Völker mit rechnenden Köpfen. — Wir Katholiken hingegen haben Wallfahrten, Prozessionen, einen erhebenden Gottesdienst u. Ceremonien, die das Gemüth befruchten und der Phantasie Spielraum geben. Und auf diese Urquelle, das Gemüth, zurück werden wir geführt, wenn wir den Ursprung des einst so rauschenden Volksesanges aufsuchen. Gemüth, deren hatten unsere Alten und lebten genügsam und in frommer Einfalt dahin. Sagen, Märchen, Wundergeschichten, Lieder — die waren ihre Gesellschafter in jungen und alten Tagen. Dabei eine gläubige Hingabe an Gott und die lieben Schutzheiligen, ein vertrauensvolles Sehnen nach seligem Ende und ewiger Belohnung im verheißenen Paradiese! Was war nun natürlicher, als daß man sang, ja singen im Gefühle der Genügsamkeit und in der Hoffnung, daß es noch schönere Tage gebe jenseits, singen konnte das Volk, recht frohlich singen, und zur Abwechslung erzählen. Und sonderbar gegen jetzt: gerade die unterste Volksklasse in und aus den engen Stübchen soll sich am Fleißigsten produzirt haben.

Aber wo sind wir jetzt? — Wir sind rationell geschult worden, weil die Welt bei der stets wachsenden Volkszahl andere Forderungen an den Einzelmenschen stellt, als einst. Der Broterwerb und eine sichere Existenz scheinen jetzt einziger Lebenszweck zu sein. Daher kümmert sich jeder, wie er seine Stunden am besten versilbern könne; Einer aus zu großer Aengstlichkeit für den morgigen Tag, der Andere aus purem Geld und Ehrgeiz, der an manchem Orte sogar des Sonntags nicht schont und absichtlich jeden poetischen Genuß von Kopf und Herzen ferne hält. Darum sind nach und nach die gemüthlichen und unschuldigen Lebensgenüsse unserer Alten in Hintergrund getreten und unter's alte Eisen geworfen worden.

*) Man könnte hier einwenden, der Volksesang sei aber ein Vorzug des europäischen, gebirgigen Südens, welche Ansicht ganz richtig ist, — allein nachzuforschen, warum der Süden größtentheils katholisch, der Norden größtentheils reformirt sei — das ist nicht meine Sache. —

Wer heutzutage noch viel singt, kömmt leicht in den Ruf eines sorglosen, leichtsinnigen Menschen, wer auf's Bänklein zum Nachbar sitzt, ist eine faule Haut, und wer stets bei guter Gelegenheit ein »bon mot« auf der Zunge hat, und überhaupt ein gutes Mundstück führt, der erscheint manchem als lästiger Schwächer und wo gearbeitet werden sollte, als eine Maschine zum „Brugg ha!“ Oder ist's nicht so?

Die Welt macht jetzt ein gar ernstes Gesicht. Wo wir uns hinwenden begegnet uns Industrie: hier klappern und zischen Maschinen, dort erdröhnen Hammer und Ambos, hier schnaubt das Dampfroß an uns vorbei, dort plätschert der Bach über das Rad herab, überall stoßen wir auf Handel und Gewerbe, die regieren jetzt. Aber ich getraue mir zu behaupten: „Je mehr industrielles Geräusch, desto weniger Volksgesang in derselben Gegend.“ Der Weg führte mich die letzten Jahre viel durch den industriellen Kanton B. wo der Gesangunterricht von Gesetzes wegen in höhern Gnaden steht, als anderwärts. Aber der Wahrheit zum Zeugen muß ich melden, daß ich daselbst nur drei Male habe singen hören. Das gilt natürlich nicht von Männerchören, Grütlianern &c. Doch haben im Allgemeinen die Gebirgsgegenden mehr Gesang als die Ebenen, die Weinländer mehr, als jene, wo man theuern trinkt. Mir ist z. B. keine Gegend bekannt, wo mehr gesungen wird, als in der Umtei Dorneck, vor allen im Dorfe Seewen.

Ein ferneres Uebel, worunter neben dem Volks- und Kirchen- gesang auch der Dorffriede und die nachbarliche Sympathie leiden, das sind und bleiben die Klatschereien, das Ehre und Ehise, wie es Gotthelf nennt, ein Unkraut, dem den Kopf zu zertreten, unter tausend Schulmeistern nicht Einer im Stande ist. Es ist betäubend zu sehen, wie weit es unsere Generation in der Empfindsamkeit gebracht hat. Schon unter der Schuljugend zeigen sich Spuren thörichter Selbstüberschätzung. So ehrfüchtige Mädchen machen in den Gesangstunden dem Lehrer oft den bittersten Verdruß; bald hat dieses nicht das rechte Heft bekommen, bald ein das andere scharf angeblickt, bald ein drittes den Mund zum Lächeln verzogen. Was von dieser Art bei den Kleinen schon vorkommt, zeigt sich in bedenklicherem Maße noch unter den Erwachsenen. Darin liegt ein Krebsübel und dem können wir Lehrer auch mit dem besten Willen nicht abhelfen. Es fehlt an der rechten Brüderchaft unter den Menschen. Man wird gar oft bei den besten Bestrebungen mißverstanden, oder absichtlich fälschlich ausgelegt. Ist es z. B. nicht eine Infamie, wenn man einem Lehrer, der im Schuldienst ergraute und in einem halbdutzend Dörfer einen tüchtigen Sängerkhor heranzubildete, den Vorwurf macht, er gehe nur zur Kirche, weil er die Orgel spielen könne. — Auch ist die Bauersame selbst unter sich von der frühern Geselligkeit abgewichen. O, man fände noch immer Zeit, an einem schönen Feierabend etwa zusammen aufs Bänklein oder unter die Linde zu sitzen, aber man thut es nicht. Der Himmel weiß wer Schuld daran ist.

Hält die Arbeit Einem davon ab oder die üble Laune, oder die Menschenscheu oder der Egoismus, oder wo mag es wohl fehlen?

Endlich ließe sich noch fragen, ob nicht der Zeitgeist auch ein gewichtiger Grund sei, der uns um Lieder und den Gesang hat bringen helfen. Die Welt wird älter — und kälter. Wir alle müssen bekennen, gern oder ungerne, daß wir nicht mehr ganz das sind, was unsere Vorfahren: wir glauben nicht mehr was und wie sie, wir haben viele ihrer Gebräuche als lästige Puppen abgeworfen und neue angenommen; wir setzen uns vornehm über ihre heilige Einfalt hinweg und haben in der Weise schon manches graue Haupt gekränkt. Dabei ward viel des Schönen aus der alten Zeit über Bord geworfen; so der Volksgesang. — Jetzt bereut man den Verlust und wir zögen den Untergegangenen gerne wieder ans Tageslicht. — Aber wie machen?

Wer noch nicht jegliche Hoffnung an ein Wiedererwachen des Volksesanges aufgegeben hat, wird sich auf die Schule vertrösten. Die Schule kann freilich den Ansporn zu einer volksthümlichen Richtung geben; sie hat lange genug auch das Gegentheil gethan. Ob aber wirklich auf diesem Wege im Verlauf von Jahren ein anderer Geist in die große Masse zu bringen wäre, ist zweifelhaft. Denn wie gezeigt liegt der Patient an so gefährlichen Uebeln darnieder, daß schulmeisterliche Recepte auf die Dauer fruchtlos sein werden. Damit will aber nicht gesagt sein: lege die Hände in den Schooß; nein, denn wer anders kann dem Strome der Zeit mit größerem Erfolge entgegen arbeiten, als eben die Volksschule. Daß sie nach vielen Richtungen schaffend, gestaltend und befruchtend ins Leben hinübergreift, hat die Zeit gelehrt. (Sene, welche behaupten, es sei Nichts geschehen, haben auch einigermaßen Recht, denn gewisse Erscheinungen, die sie von der neuen Schule erwarteten, sind vielerorts zu ihrer Betrübnis noch nicht eingetreten.) Aber den Gesang hat sie nicht befördert.

Man verfiel in die Extreme: entweder betrieb man nur nackte, kalte Theorie ohne Praxis, oder unbehülflche Praxis ohne Theorie, oder, wenn auch beides ineinander greifend, dann von jedem nur klein wenig. Da war und blieb der Gesang eine zwischen den Schulbänken gezogene Treibhauspflanze. Die Gleichgültigkeit, womit man den Gesangunterricht behandelte, ward noch von verschiedenen Seiten her entschuldigt. Herrschte nicht in manchem Kopfe das Vorurtheil: „Mit Singen verdienst du kein Brod!“ Sammerte nicht mancher Lehrer: es reut mich die köstliche Zeit! oder: meine Schule ist zu klein, oder: die meine ist zu groß. Dieß sind aber leere Ausflüchte. An den Lehrern liegt es, ob im Gesangunterricht etwas Rechtes, oder ob gar Nichts geleistet werde. Wir müssen nachhelfen, möglich ist es. Nur bei den wenigsten fehlt es in diesem Stück an Lehrfähigkeit. Jeder von uns spielt etwa ein Blas- oder Saiteninstrument, womit er in derjenigen Tonregion, die esein Stimme nicht erreicht, den Kindern ausbelfen könnte.

